LANDKREIS CALW
Kreisarchiv Calw

Präsidenten der Union, Abraham Lincoln, der im Jahre 1865 der Kugel eines Menchelmörders erlegen war. Waren alle diese Attentate das Werk einzelner Fanatiker gewesen, die der Haß gegen die bestehende Gesellschaftsordnung zu ihren blutigen Demonstrationen getrieben hatte, so folgten in den nächsten Jahren einige, durch die Begleitumstände besonders gräßliche Herrschermorde, die von großen Verschwörergruppen verübt wurden, und die gleichzeitig Revolutionen im Gefolge hatten. Der Schauplatz des ersten dieser Ereignisse war Belgrad. Die serbischen Offiziere, die den Plan gefaßt hatten, den König Alexander und seine Gemahlin Draga Maschin aus dem Wege zu räumen, hatten sich nach dem üblen Vorbild jener russischen Verschwörer gerichtet, die ein Jahrhundert zuvor den Zaren Paul in seinem Schlafgemach getötet hatten. In der Nacht des 11. Juni 1903 drangen sie in den Belgrader Konak ein und ermordeten aufs Grausamste das Königspaar sowie den Adjutanten General Petrowitsch. Die ganze Brutalität dieser Königsmörder zeigt sich darin, daß sie die Leichen der Opfer durch ein Fenster in den Garten hinabwerfen. Noch verwegener als die Serben gingen jene portugiesischen Republikaner vor, die im Februar 1908 den König Carlos und den Kronprinzen Louis Philipp in Lissabon auf offener Straße mit Gewehren erschossen. Diese Schreckensszene, durch die auch der Prinz Manuel leicht verletzt wurde, zog, wie man weiß, den endgültigen Sturz der portugiesischen Monarchie nach sich. Rechnet man zu diesen Herrschermorden die Bluttaten, denen Mitglieder regierender Häuser und hohe Staatsmänner zum Opfer gefallen sind, so ergibt sich eine geradezu erschreckende Reihe schändlicher Verbrechen die umso verwerflicher sind, als sie völlig sinnlos sind und leider trotz aller Wachsamkeit bisher nicht haben verhütet werden können.

Ein Pariser Advokat als Papst.

Vor einigen Tagen gaben die Pariser Anwälte ihrem Standesgenossen Raymond Poincaré ein Festmahl. Bei dieser Gelegenheit erinnerte ein Redner an die großen Persönlichkeiten der Vergangenheit, die Rechtsanwälte gewesen waren. Sie war König Eduard VII. von England Mitglied der Korperation der Anwälte von London; eine Würde, von der er freilich keinen praktischen Gebrauch gemacht hat. Ganz anders verhält es sich mit dem Papst Clemens IV., der tatsächlich in Paris als Anwalt praktiziert hat, ehe er in den geistlichen Stand trat. Sein bürgerlicher Name war Guy Foulques Gros. Er galt als einer der hervorragendsten Juristen Frankreichs und erfreute sich eines hohen Ansehens in seinem Beruf, als ihm plötzlich seine geliebte Frau, die ihm zwei Töchter geboren hatte, durch den Tod entrissen wurde. Dieser Schlag traf ihn so schwer, daß er seiner weltlichen Tätigkeit entsagte und ins Kloster ging. Er empfing die Priesterweihe und trat in die geistliche Laufbahn ein. Als bedeutender Kenner des Kirchenrechts und Freund König Ludwigs des „Heiligen" machte er schnell Karriere, im Jahre 1251 wurde er Bischof, 1260 Erzbischof von Narbonne und 1262 Kardinal. Zwei Jahre darauf sandte ihn der Papst als seinen Legaten nach England, wo er eine wichtige politische Mission zu erledigen hatte. Als er sich im Jahre 1265 auf der Rückreise nach Italien befand, erreichte ihn die Kunde, daß der Papst Urban IV. gestorben war, und daß das Konclave zu Perugia ihn selbst zum Oberhaupt der Kirche gewählt hatte. Guy Foulques nahm nun den Namen Clemens IV. an. Zu Viterbo wurde er feierlich gekrönt. Sein Pontifikat wurde durch eine entschieden franzosenfreundliche Politik charakterisiert. Er war es, der dem Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Anjou, mit dem Königreich „Bei der Sizilien" belehnte, diesem alten Besitze der Hohenstaufen. So bereitete er die Katastrophe des Stauferhauses und die Festsetzung der Franzosen in Süditalien vor. Durch einen anderen wichtigen Akt hat Clemens IV. seine Neigung für die Stadt Paris, die Stätte seiner ursprünglichen Wirksamkeit, bewiesen. Er bestätigte durch ein Privilegium vom Jahre 1267 die Gründung der alten Sorbonne, der Vorläufer in der Pariser Universität. Schon im Jahre darauf ist der Papst in Viterbo gestorben. Ein seltsamer Zufall hatte es gefügt, daß er während seiner Regierung Rom niemals betreten hat. Der ehemalige Advokat von Paris hat zwar keine große Erinnerung in der Kirchengeschichte hinterlassen, aber seine Zeitgenossen rühmen ihn als einen vortrefflichen Charakter, einen ebenso bescheidenen wie uneigennützigen Mann.

— Betrachtung. „Da kriecht ein schöner Regenwurm, jetzt sollt ich halt eine Angel und ein gutes Fischwasser auch dazu haben."

— Moderne Kinder. „Endlich das letzte Osterei entdeckt! — Weißt du, Trude, das nächste Jahr machen wir uns die Sache leichter: da nehmen wir uns einen Polizeihund, der uns suchen hilft!"

— Ach so. „Das kann ich Dir sagen, dem Meyer hab' ich's gestern gegeben. Trotzdem er zweimal so groß ist wie ich, hab' ich ihm's ins Gesicht gesagt, daß ich ihn für einen ganz gemeinen Kerl halte. Schurke hab' ich ihn genannt, Lump, Betrüger; das ganze Lexikon hab' ich heruntergeschimpft." — „Hat er Dich denn da nicht verprügelt?" — „Nein, er hat sich alles gefallen lassen. Als er antworten wollte, hab' ich einfach den Hörer angehängt und bin davongegangen."

— Examen. Man hatte Hoheit glücklich über die Fragen aller Gegenstände hinweggeholfen, so daß man geradezu von einem vorzüglichen Bestehen der Maturitätsprüfung sprechen konnte. Nur in der Religion war der junge Fürst noch zu prüfen. Und da war er halt sehr schwach. Aber er bestand auch da glänzend. Denn in Aussicht eines kleinen Ordens hatte der geistliche Professor zu Seine Hoheit die eine schwierige Frage gestellt: „Wer krähte dreimal, als Petrus den Heiland verleugnete?"

— Der Schluß einer spannenden Novelle: Fritz Bergmann nahm seinen Hut, seinen Abschied, einen Revolver aus der Tasche und sich das Leben.

— „Haben Sie etwas gegen Ihren Urteilsspruch zu sagen?" fragte der Richter. — „Nein, das nicht; aber wenn Sie mir erlauben, meinem Verteidiger ein paar Maulschellen herunterzuhauen, würde ich mich mit zwei Monaten Zusatzstrafe gern einverstanden erklären."

„Tag, alter Junge, ist es wahr, Du sollst Dich mit einer Dame mit einer unglaublichen Menge Geld verheiraten?" — „Nee, ich heirate eine Menge Geld mit einer unglaublichen Dame."

— Ein ebenso gelehrter wie langweiliger Professor an einer berühmten Universität hatte stets nur wenige Hörer in seinen Vorlesungen. Eines Tages war sogar nur ein einziger anwesend, so daß der alte Herr sich ausschließlich an ihn wenden mußte und ihm die Schönheit der platonischen Philosophie auseinandersetzte. Nach Beendigung der Vorlesung bedankte sich der Professor bei seinem Zuhörer für sein eifriges Kommen und fragte ihn dann nach seinem Namen. „Kennen Sie mich nicht, „Herr Professor?" antwortete der lernbegierige Hörer, „ich bin doch der Kutscher, der Sie jeden Tag zur Universität fährt, ich bleibe immer gleich hier, um Sie zur Rückfahrt wieder abzuholen."

— Verliebte. Sie: „Wirst Du mich im kalten Dezember auch so lieb haben wie jetzt im warmen Juni?" — Er: „O, noch mehr, Kind!" — Sie „Noch mehr?" — Er: „Gewiß! Der Dezember hat doch einen Tag mehr."

Rätsel-Ecke.

Merkrätsel.

Kalender — Bewegung — Stallmeister — Blessur — Bauerngut.

Von jedem Wort ist eine Gruppe von drei nebeneinanderstehenden Buchstaben zu merken, derart, daß die gemerkten Gruppen im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Osterrätsels von voriger Nummer:
Osterferien (Po, Sterling, Affe, Rind, Ente).

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: G. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt zum Freien Schwarzwälder.

Nr. 24. Wildbad, Mittwoch, den 26. März. 1913.

Spruch.

Von Ernst Stemmann.

Wer ewig hastet
Und niemals rastet:
Wie schwer auf dem das Leben lastet!

Wer viel besinnt
Und nie beginnt:
Wie dem das Leben in der Hand zerrinnt!

Aus dem Aprilheft des „Türmers".

Der yserne Mann.

2 Novelle von Rudolf Heubner.

(Nachdruck verboten.)

Die Partei des Protestes frohlockte und glaubte in ihm einen wertvollen Vorkämpfer gefunden zu haben; die anderen sahen in ihm einen unversöhnlichen Gegner der gefährlichsten Art. Sie kannten ihn beide nicht. Seine stolze Natur war es zunächst allein, die widersprach; er wollte nicht erobert sein; dazu kam ein tiefes Mißtrauen gegen das neue Deutschland, nachdem sich das alte einst in der Geschichte so schlecht bewährt hatte. Er sah nicht ein, warum er vergessen sollte, was an der vorigen Verwaltung Gutes gewesen war, es schien ihm das ungerecht und undankbar, und das Neue mußte erst zeigen, wieviel Kraft es hatte. Schnell auflodernde Begeisterung war seinem Wesen fremd.

In der Stadt hieß er bald „der yserne Mann". Mit dieser Anspielung auf das alte Wahrzeichen, das unerschütterlich auf seinem Platze stand, wollte man die trotzige Beständigkeit seines Wesens treffen. Er ließ es geschehen und schwieg. — Der rasche Schritt der Schwester und die Auswanderung des Bruders verbitterten ihn und vermehrten seine Abneigung gegen den neuen Stand der Dinge; seine Einsamkeit tat das ihre dazu. Statt mit den Jahren nachzugeben, hielt er immer hartnäckiger und absichtlicher an seinem Trotze fest, als müsse er sich hüten, daß ihn nicht wider Willen etwas hinüberziehe.

Jeder kannte ihn in der Stadt. Er hatte seine bestimmten Spaziergänge, seine Zerstreuungen, wie früher; man konnte ihm im Pied de boeuf begegnen, wo er in der niederen Wirtsstube allein an einem Tische saß und seinen feichten Elsässer trank, oder im Ausschank einer der Altstraßburger Brauereien, wie vor Jahren; oft stand er auf der gewölbten Rabenbrücke oder an einem der Illstaden mitten unter den Richtstuern aus dem Volke mit ihren kurzen Mänteln und ihrer langen Geduld und sah wie sie hinunter, wo die Wäscherinnen in langen Reihen arbeiteten und die schweren Frachtschiffe langsam und lautlos durch die dunkelgrüne Flut glitten.

Im Café an der Reisengasse sammelte sich allmählich eine Anzahl gleichgesinnter Männer, mit denen er sich an den Nachmittagen traf. Freilich waren sie weder von seiner Bildung noch von seiner Innerlichkeit, aber ihre Abneigung gegen den Lärm des lauten Protestes auf der einen, ihr Mißtrauen gegen das neue Wesen auf der andern Seite führte sie mit ihm zusammen. Es wurde wenig gesprochen viel geraucht und gespielt.

Die Jahre vergingen darüber. Der Kreis im Café wurde kleiner und kleiner. Die einen starben, die andern wurden alt und blieben aus. Zuletzt waren nur noch Gérard und der dicke Bouchardin übrig. Gerade Bouchardin war geblieben, den Gérard nie hatte leiden können und mit dem er sich früher gern gezankt hatte, da Bouchardin unklar und rechthaberisch war. Jetzt hielt er zu ihm, weil dieser der letzte war, der treu blieb. Es kam noch immer vor, daß sie in Streit gerieten, dann sprachen sie tagelang kein Wort zusammen, aber sie kamen trotzdem, spielten ihren Domino, tranken ihren Kaffee und ihren Absinth und gingen dann ohne Gruß auseinander.

So ging es bis jetzt, bis tief in die achtziger Jahre.

Inzwischen war etwas geschehen, was auf Gérard hätte von Einfluß sein können. Seine Schwester war gestorben. Der Witwer, den seine Geschäfte zwangen, den größten Teil des Jahres auf Reisen zuzubringen, war nicht im Stande, Ort für die Pflege und Erziehung des einzigen Kindes zu tun; er wandte sich, zum ersten Mal, an Gérard und bat ihn, die Kleine für die nächsten Jahre zu sich zu nehmen. Gérard erriet, daß dies mit den Nebengedanken geschah, hierdurch ein freundlicheres Verhältnis auch zwischen den Männern anzubahnen. Er schwankte anfangs, nahm aber dann die kleine Marie in sein Haus, wo sie unter der Obhut einer erfahrenen Wirtschafterin aufwuchs.

Aber der erwartete Erfolg blieb aus. Das stete Andenken an die Mutter des Kindes, die er nicht wiedergesehen hatte, machte Gérard noch verschlossener und bitterer. Er vergaß nicht, wie es gekommen war, daß er die Schwester verloren hatte; er machte das neue Deutschland für ihren Tod verantwortlich. Marion, wie er die Kleine rief, liebte er bald mit der heißen, lange unbefriedigten Liebe seines reichen Herzens, als wäre sie sein eigenes Kind, aber ihrem Vater, der von Zeit zu Zeit auf seinen Reisen zum Besuche einkehrte, begegnete er kalt. Auch vor dem Kinde verbarg er sein Gefühl mit Scheu und Sorgfalt.

Bei diesem Kinde waren jetzt seine einsamen Gedanken, während er draußen vor den Gräbern hinschritt. Hier zur Linken starrte die gigantische Spitze des Münsterturms in den Abendhimmel und dort weit drüben ging die glühende Sonne hinter dem blauen Wall der Vogesen nieder. Es war alles wie einst, wie seit seinen Kinderjahren. Und wie anders war es doch geworden. Er kniff die Lippen zusammen, als er an seine Vereinsamung dachte und warum es so war. Aber er blieb Marcel Gérard, der Schweigende, Unveränderliche, der yserne Mann.

Als er nach Hause kam, huschte ihm Marion vergnügt entgegen und umschmeichelte ihn wie ein Kätzchen.

In einer Aufwallung rauher Zärtlichkeit riß er das Kind in eine der tiefen Fensternischen, in das letzte Dämmerlicht des Abends, und drückte ihm fast gewaltsam das Körbchen zurück.

„Hast nisch lieb, Marion?" fragte er mit ungewohnter, tiefer Herzlichkeit; der scherzhafte Ton, den er anschlagen wollte, gelang ihm nicht.

Das feine Ohr des Kindes empfand sogleich den fremdartigen Klang der Stimme. Das Mädchen richtete seine großen braunen Augen verwundert auf Gérards Gesicht. Und der Mann blickte bewegt in diese fragenden Kinderaugen, die gerade so glänzten und brannten wie einst die der Mutter.

Dann lachte Marion hell und leise. „Wie du nur heute spricht, Onkel Gérard", rief sie und schlang beide Arme fest um seinen Hals. „So lieb, ach so lieb", sagte sie schmachtend und lachte wieder.

Gérard hörte das kleine Herz an seiner Brust pochen und legte seine Hand auf den Kopf des Kindes: „Bist immer allein, Marion", sagte er weich, „es soll anders werden; wenn du es gern hast, will ich öfter bei dir sein. Wir wollen uns treu bleiben, nicht wahr, wir beiden?" —

Die alte Susanne brachte Licht und trug das Abendbrot auf. Und Gérard scherzte mit dem Kinde, während sie aßen, und hatte eine Antwort auf jede eifrige Frage.

Als Susanne das Kind holte, küßte er es und strich ihm über das Haar. Darauf ging er stirnrunzelnd in sein Zimmer. Er wollte an Bertrand schreiben. Aber es gelang ihm nicht; lange saß er, den Kopf aufgestützt, vor dem leeren Blatte, dann warf er die Feder weg und trat, die Brauen finster zusammenziehend, an das Fenster.

Es hatte angefangen, leise, ganz leise zu regnen. Die feuchten Steine glänzten drunten im Lichte der Laternen. Und drüben an der Mauer stand der eiserne Mann im Dunst und Tropfensprühen. Gérard sah hinüber, wo sich der Schatten des Eisernen im flackernden Lichte bewegte, während die Figur starr und unbeweglich stand.

In den nächsten Tagen kam unangemeldet Marions Vater. So groß die Freude des Kindes war, so unwillkommen war der Besuch für Gerard. Er liebte es nicht, überrascht zu werden, er empfand das als einen Eingriff, als eine Beschränkung seiner Freiheit.

An der Mittagstafel wurde nur wenig gesprochen. Als auch der schwere Kafee genossen war, und der blaue Rauch der Zigarren noch langsam nach der Decke zog, bat der Gast um eine Unterredung mit Gerard.

Der Hausherr stand schweigend auf und führte seinen Schwager hinüber ins das kleine Zimmer. Dort lud er mit einer kurzen Handbewegung zum Sitzen ein, während er selbst stehen blieb.

„Ich komme diesmal früher, als gewöhnlich, und unerwartet," sagte der Gast einfach. „Ich komme Bertrands wegen. Er hat mir geschrieben."

„Ihnen hat er geschrieben, — Ihnen?" fragte Gerard.

„Ja," sagte der andere. „Weil er mit Ihnen —, nun, Sie wissen ja selbst, — konnte er denn erwarten, daß ein Brief an Sie von irgend welcher Wirkung sein würde? — Und dann mochte er wohl auch glauben, wir stünden in solchen Beziehungen, — wir zwei —"

Gerard lachte in einer bitteren Weise: „So? das dachte er wirklich?"

„Durch die Kleine, — ich schulde Ihnen ja so viel Dank dafür", sagte der andere ruhig.

„Ah, durch Marion —", murmelte Gerard halb befriedigt, — „schon gut so." Dann ging er, die Hände auf dem Rücken, ein paar Mal rasch im Zimmer auf und ab. Schließlich blieb er vor seinem Schwager stehen und sah ihm mit seinen blauen Augen scharf an: „Ich will Ihnen sagen, warum er mir — in dieser Sache, in der Sie da kommen — nicht geschrieben hat. Weil er zu stolz war, mit mir zu unterhandeln. Das ist alles, — glauben Sie das. Daran erkenne ich ihn als einen von uns, von denen aus diesem Hause. So sind wir. Aber dann hätte er auch mit Ihnen nicht unterhandeln dürfen. Das ist es, sehen Sie. Gerade das ist es."

„Und wissen Sie denn überhaupt, in welcher Angelegenheit ich für ihn sprechen will?"

„Nun?"

„Er ist dieses unfruchtbaren Widerstandes müde. Mehr noch: er hat den Wunsch, künftig in Deutschland zu leben und zu arbeiten; wenn möglich, hier, — aber das nur unter der Bedingung, daß das alte Verhältnis zwischen Ihnen wieder bestehen, daß kein Rest von Groll Sie mehr entfremden wird. Das ist alles, was ich zu sagen habe."

„Ich wußte das," sagte Gerard.

„Wie, Sie wußten es?" rief der andere. „Und woher wußten Sie es?"

„Durch die Mitteilung eines Freundes meines Bruders."

„Dann finden Sie also meine Bitte nicht unvorbereitet. Und ich habe Sie zu fragen: würden Sie bereit sein, gern bereit sein, jene Bedingung zu Ihrem Teile zu erfüllen?"

Gerard ging zuerst nervös auf und nieder. Dann sagte er rasch:

„Da er so stolz war, nicht mit mir selbst zu unterhandeln, so denke ich, daß er mich noch kennt. Er kennt dann auch meine Antwort. Ich brauche sie nicht erst zu geben."

„Ich will Ihnen nicht verhehlen," fuhr der Gast mit leichter Erregung fort, „daß er im Falle Ihrer Weigerung geneigt wäre, zu mir zu kommen. Die Art meiner Geschäfte bietet ihm für eine Beteiligung die beste Gelegenheit."

„Gut," rief Gerard hitzig, „sehr gut. Ich sehe, man hat schon für alle Fälle vorgesorgt. Ich habe demnach meine Entschließung nicht zu bedauern und nicht zu ändern."

Der andere erhob sich und trat hinter den Stuhl; während er die ein wenig zitternden Hände auf die Lehne legte, sagte er mit künstlicher Gelassenheit:

„Auf Ihren Vorwurf gegen mich erwidere ich nichts; das tut hier nichts zur Sache. Ich frage Sie aber weiter: was bestimmt Sie zu einer so schroffen Ablehnung? — wir wollen nicht schwärmen, gewiß aber haben sich die Verhältnisse doch so gestaltet, daß der Wunsch, der Entschluß Bertrands jeder Anerkennung wert ist. Warum stellen also Sie Ihr strenges Nein entgegen, warum machen Sie ihm ein friedliches Zusammenleben mit Ihnen, ein Wirken auf diesem Boden unmöglich?"

Marcel Gerard warf den Kopf zurück:

„Das will ich Ihnen sagen," rief er: „weil es ein Kompromiß wäre! Kompromisse sind nie meine Sache gewesen. — Ich bin keiner von den Bereitwilligen, die lächeln und zurücken, die immer einen Mittelweg und einen Ausgleich und einen Notbehelf wissen, wie sich doch noch fertig werden läßt, — von denen, die um einen mattherzigen Frieden ihre festen Grundlagen opfern. — Darauf beruht das, was Sie soeben — wie war es doch? — unfruchtbaren Widerstand nannten. — Jeder Kompromiß ist ein Krüppel, der auf Stelzfüßen geht oder schiefäugig nach zwei Seiten sieht. Wir wollen die Welt nicht um Krüppel bereichern. — Eisen und Blei schweißt man nicht zusammen. Er kann nicht herüber zu mir, — und ich kann nicht zu ihm, nun ja denn, ich will nicht hinüber zu ihm!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Könige von Griechenland.

ml. Die Reihe der Herrscher des modernen Hellas eröffnet ein Mann, der zwar nicht den Königstitel getragen hat, aber doch mit monarchischer Gewalt über das neubefreite Griechenland gebot. Es ist der Graf Kapodistrias, der erste Präsident der griechischen Republik, der dasselbe Schicksal gehabt hat, wie soeben der König Georg: er wurde von seinen Mitbürgern auf der Straße ermordet. Kapodistrias stammte aus Korfu, er war einer jener begüterten und opferwilligen Patrioten, an denen die Geschichte Griechenlands so reich ist. Er diente zunächst dem Staate der Jonischen Inseln, dem ersten Stück hellenischen Bodens, dem eine Autonomie bewilligt worden war, und trat dann im Jahre 1811 in russische Dienste. Den Befreiungskrieg von 1813 hat er an der Seite des Zaren mitgemacht. Er hoffte mit Rußlands Hilfe die Griechen zu befreien, als er aber erkannt hatte, daß der Zar für solche Pläne nicht zu gewinnen war, nahm er im Jahre 1822 seine Entlassung. Unterdessen hatten die Hellenen selbst ihren Freiheitskampf begonnen, und am 14. April 1827 wählte eine Volksversammlung zu Damala den Grafen Kapodistrias zum Präsidenten der griechischen Republik. Im nächsten Januar trat er sein Amt als „Kybednetes", wie es formell hieß, an. Er fand jedoch ein Chaos vor, daß er nicht zu ordnen vermochte. Mit fester Hand suchte er die Bandenführer, die den Türkenkrieg durchgefochten hatten, unter die Autorität der Gesetze zu zwingen, aber seine Anstrengungen blieben vergeblich. Als er Petros Mauromichaelis, den Häuptling der Mainoten, der Nachkommen der alten Spartaner, verhaften ließ, schwur dessen mächtige Sippe dem Präsidenten Rache. Der 9. Oktober 1831 wurde für die Tat ausersehen. Als sich Kapodistrias in Nauplia zur Kirche begeben wollte, wurde er unterwegs von Konstantinos und Georg Mauromichaelis, dem Sohne und dem Bruder des Verhafteten, überfallen und ermordet. So wurde der Mann belohnt, der alle seine Kräfte in den Dienst der griechischen Sache gestellt hatte.

Der Tod des Präsidenten war das Signal zum Ausbruch eines wüsten Bürgerkrieges, der erst ein Ende nahm, als die Mächte auf die Londoner Konferenz vom 7. Mai einen König von Griechenland bestellten. Ihre Wahl war auf den Prinzen Otto von Bayern, den Sohn König Ludwigs I., gefallen, der damals im Alter von 17 Jahren stand. Im August wurde der junge König von der Nationalversammlung zu Nauplia anerkannt, und am 6. Februar des nächsten Jahres erfolgte sein feierlicher Einzug in dieser Stadt. König Otto erhielt die nachdrücklichste Unterstützung seines Vaters, der ihm ein bayrisches Truppenkorps und eine Reihe bayrischer Ratgeber mitgab. Zunächst leitete eine Regentschaft das Land, die nur aus Bayern bestand, bis der König selbst im Jahre 1835 für großjährig erklärt wurde. Die bayrische Aera hat den Griechen in materieller Hinsicht reichen Segen gebracht. Ruhe und Ordnung wurden gesichert, die Bandenchefs und „Freiheitshelden" gezähmt, sowie eine moderne Verwaltung eingerichtet. König Otto selbst bemühte sich aufrichtig, zum Besten seines Volkes zu regieren; trotzdem gelang es ihm nicht, populär zu werden. Die bayrischen Staatsmänner und Offiziere, die in Hellas wirkten, leisteten dem Lande zwar gute Dienste, aber die Griechen hatten dabei die Empfindung, unter deutscher Fremdherrschaft zu stehen und haßten schließlich alle Bayern aufs Grimmigste. Ebensowenig behagte ihnen das absolutistische System, nach dem der König regierte. So kam es schon im Jahre 1843 zu einer Militärrevolution, die zur Bewilligung einer Verfassung führte. Aber auch diese Konzession genügte den Griechen auf die Dauer nicht. Am 19. Oktober 1862 begann eine neue Revolution in den Bergen von Akarnanien. Nach drei Tagen schloß sich auch Athen der Freiheitsbewegung an. Eine provisorische Regierung konstituierte sich, die den König Otto für abgesetzt erklärte. So mußte dieser nach dreißigjähriger Regierung das Land verlassen, in das er als Jüngling voll Vertrauen auf die Zukunft gekommen war, und dem er doch manche Förderung gebracht hat.

Die Griechen beschlossen auch nach der Vertreibung der bayrischen Dynastie bei der monarchischen Staatsform zu bleiben. Die provisorische Regierung ordnete eine Königswahl auf Grund des allgemeinen Stimmrechts an. Das Volk entschied sich mit großer Majorität für den englischen Prinzen Alfred, der aber die Krone Griechenlands ablehnte. Nach manchen Schwierigkeiten einigte man sich auf den Dänenprinzen Georg, der am 30. Oktober 1863 seinen Einzug in Athen hielt. König Georg ist die seltene Regierungszeit von einem halben Jahrhundert beschieden gewesen. Inmitten seines stets unruhigen, von Parteiwirren zerrissenen Volkes war seine Stellung schwierig genug. Immerhin hat er dem Lande wenigstens eine gewisse Stabilität gesichert, und er hatte noch die Genugtuung, daß in den letzten Monaten seiner Herrschaft der alte Traum der Hellenen, der Wunsch nach einer besseren Nordgrenze, in Erfüllung ging. Der neue König Konstantin hat als der Eroberer von Saloniki und Janina von Anfang an eine Autorität im Staate wie keiner seiner Vorgänger. So scheint es fast, als würde dem größeren Hellas auch eine festere Ordnung und ein gesünderes Verhältnis zur Dynastie beschieden sein.

*

Königsmorde.

me. Wenn auch die Zeiten vorüber sind, in denen der Königsmord, wie in manchen Staaten der Vergangenheit, fast jedem Herrschenden gewaltsamen Tod brachte, so ist doch nicht zu leugnen, daß gerade im letzten Menschenalter, trotz seinen eminenten kulturellen Fortschritten, diese betrübliche mittelalterliche Erscheinung wieder erschreckend häufig geworden ist. Am Anfang dieser verdammenswerten Bluttaten der neuesten Geschichte steht das furchtbare Verbrechen, dessen Opfer Kaiser Alexander II. von Rußland geworden ist. Seit dem Jahre 1879 hatten die Nihilisten ein Attentat nach dem anderen gegen den „Zarbefreier" versucht. Zwei Anschläge gegen sein Leben geschahen im April und Dezember des genannten Jahres, denen am 17. Februar Februar 1880 die Explosion im Winterpalais folgte. Bis dahin war der Kaiser stets unversehrt geblieben. Aber am 13. März 1881 gelang es den Verschwörern, ihn in Petersburg auf der Heimfahrt von einer Parade durch eine Bombe zu töten. Dreizehn Jahre nach dieser blutigen Tragödie mußte die Welt die Erfahrung machen, daß der Wahnwitz des Herrschermordes auch vor den Häuptern der Republiken nicht Halt machte. Am 24. Juni 1894 traf zu Lyon, wo er die koloniale Ausstellung eröffnet hatte, den Präsidenten Sadi Carnot der Dolch des italienischen Anarchisten Caserio. Der Präsident befand sich gerade auf der Fahrt zum Theater, als ihn der Mordstahl des Verbrechers traf; wenige Stunden später, in der Frühe des 25. Juni erlag Carnot seiner Verwundung. Eine noch tiefere Bewegung rief in der ganzen Kulturwelt das Verbrechen hervor, das im Jahre 1898 dem Leben der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich ein Ende setzte. Sie erlitt die tötliche Verwundung, die ihr von dem Anarchisten Lucheni mit einem Stilett beigebracht wurde, auf einem Ausgang unmittelbar vor dem Hotel Beau-rivage am Quai in Genf. Ueberhaupt fällt Italien mit seinem fanatischen und heißblütigen Menschenschlag der traurige Ruhm zu, die Mehrzahl der Verblendeten gestellt zu haben, die den Gedanken des Anarchismus der Tat propagierten. Am 29. Juli 1900 wurde ein neues Verbrechen dieser Art auf Italiens eigenem Boden und an seinem eigenen Herrn, König Humbert, begangen. In der alten lombardischen Königsstadt Monza, seiner Sommerresidenz, wurde Umberto das Opfer des Anarchisten Bresci. Schon das nächste Jahr brachte ein neues Attentat auf das Oberhaupt eines der frühesten Kulturstaaten. Diesmal war das Opfer Mac Kinley, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, den Czolgosz so schwer verwundete, daß er trotz Operation nach einigen Tagen starb. So war diesem rechtlichen Manne das gleiche Schicksal beschieden gewesen, wie dem größten

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW